

Sieben kehren heim [Fortsetzung]

Autor(en): **Renaud, Jeanne**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 27

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647090>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SIEBEN KEHREN HEIM

JEANNE RENAUD



9. Fortsetzung

Nichts anderes, als was du getan hast. Du hast keine Schuld. Diese Katastrophe war nicht aufzuhalten. Sie ist die letzte Konsequenz eines Problems, das andern Ortes gelöst werden sollte. Man vergisst in der Rückwandererfrage, dass man des Schwimmens Unkundige nicht einfach ins Wasser werfen darf.»

«Wann erschoss sich Géran?» fragte Ullmann unvermittelt.

«Am Sonnabend.»

«Also vor fünf Tagen. Weisst Du den Namen der Pension?»

«Bellavista. Jetzt fängst du endlich an, vernünftig zu denken.»

Ullmann wartete lange am Telephon. Er hörte das gleichmässige Rufen in der Leitung. Es schien ihm, als erreiche der Ruf ein leeres, ausgestorbenes Haus. Endlich meldete sich eine mürrische, verschlafene Stimme. Nein, Frau Géran war nicht mehr da. Abgereist nach der Beerdigung. Nein, man wisse nicht, wohin, sie habe nichts hinterlassen.

Ullmann legte den Hörer gedankenlos auf die Gabel. Plötzlich schlug er die Hände vors Gesicht und weinte.

Honegger stand verlegen dabei. Es ist ein peinlicher Anblick für einen Mann, einen anderen Mann weinen zu sehen. Aber auch für Männer sind oftmals Tränen gut.

Honegger wusste nicht, was er tun sollte. Schliesslich verliess er leise das Zimmer. Tränen schienen ihm ebenso unantastbar wie Schlaf. Niemand hat die Berechtigung, in diese geheiligten Bezirke des Anderen einzudringen.

Als Georg Ritter zu seiner Frau ins Zimmer trat, um sie wie stets mit einem Kuss auf die Stirn zu begrüßen, bemerkte sie sogleich, dass etwas vorgefallen war.

«Gab es etwas Unangenehmes?», fragte sie besorgt. Er seufzte und faltete die Stirn, wie er es immer tat, wenn ihn etwas intensiv beschäftigte.

«Ja», sagte er. «Géran hat sich erschossen.»

Frau Helene Ritter kannte die Gérans nur von dem einen Abend her, den sie mit ihnen zusammen im Klub verbracht hatte. Dennoch ging ihr das Schicksal der beiden Flüchtlinge sehr nahe.

«Wie furchtbar allein muss Frau Géran jetzt sein», war ihr erster Gedanke. «Kann ich irgendwie helfen?», fragte sie dann.

Ritter nahm ihre Hand und legte sie an seine Stirn. «Man weiss gar nicht, wo sie ist», sagte er. «Niemand kann ihr jetzt helfen. Aber was mich quält, ist der Gedanke, ob man es nicht vorher hätte tun können. Wir alle wussten, wie Géran beschaffen ist. Wir mussten auch wissen, wie schwer er es haben würde. Aber wir liessen uns von seinem stolzen, abweisenden Gebaren abschrecken.»

«Ach», fuhr er, sich selbst anklagend, fort und presste sein Gesicht in ihre kühle Hand. «Wir Menschen wälzen in unseren abnormen Gehirnen grosse Probleme und glauben, nach den Sternen zu greifen. Wir versäumen dabei aber, die Not unseres Nächsten zu sehen und lindern zu helfen.»

Frau Helene dachte an Sybil. Wie fremd, stolz und schön sie ihr erschienen war, als sie die junge Frau das erste Mal gesehen hatte. Auch ein wenig Neid hatte sie erfasst, weil ihr die Andere so sicher und beherrscht, so gewandt in der Unterhaltung erschienen war. Nun stellte sie sich Sybil allein und verzweifelt vor, das brachte sie ihr nahe. Jetzt war sie nur noch eine Schwester, der man helfen musste.

«Wenn du sie finden solltest, ich will alles tun, was in meinen Kräften steht», sagte sie fest. Er drückte dankbar ihre Hand.

«Wir werden sie nicht suchen — vorläufig.» —

Schnewlins gingen nach Haus, ohne vorerst zu sprechen. Beide waren in Gedanken mit den Gérans beschäftigt. Schnewlin hatte seine Schmerzen vergessen, er überlegte wieder und wieder, wie man helfen könne. Frau Schnewlin machte sich bittere Vorwürfe, dass sie Sybil nicht gefragt hatte, wann sie die Koffer holen komme, oder wo sie wohne.

Als sie vor ihrer Wohnungstür anlangten und Schnewlin nach dem Schlüsselbund zu suchen begann, öffnete sich die Tür der Nachbarin.

«Eine blonde junge Dame war hier», berichtete sie. «Sie hat lange gewartet und ist dann gegangen. Sie hat nichts hinterlassen wollen.»

«Wann?», fragten Schnewlins wie aus einem Munde.

«Sie kann noch nicht weit sein», meinte die Frau. «Sie ist höchstens zehn Minuten weg.»

Frau Schnewlin hätte ihren Mann gar nicht so anzusehen brauchen. Er sprang von selbst wie ein Wiesel auf seinen müden Füßen die Treppen hinab.

Vielleicht ging sie in der Strasse auf und ab, ja sicher, so war es! Er musste sie in der Nähe finden! So lief er nicht nur die Strasse, in der sie wohnte, sondern auch alle Nebenstrassen hinauf. Einmal glaubte er, sie sei um eine Ecke gebogen, er habe sie ganz deutlich gesehen. Aber als er sie einholte, war es ein fremdes Mädchen, das ihn empört anblickte.

Plötzlich fiel ihm ein, sie wäre inzwischen heimgekommen und sässe bereits bei seiner Frau drinnen.

Er stürzte die Treppen hinauf und trat hastig in ihr gemeinsames Zimmer.

«Ist sie da?», fragte er atemlos.

Aber Frau Schnewlin war ganz allein. Sie sass am Tisch, nähte an einem kleinen Jäckchen und weinte ein wenig.

Er blieb am Tisch stehen und blickte gedankenlos auf sie nieder. Dann sah er das winzige Jäckchen.

«Ein Kinderjäckchen», sagte er.

«Ja», antwortet Frau Schnewlin und weinte ein bisschen mehr.

Er schien endlich zu begreifen. Er hob das winzige Ding mit spitzen Fingern hoch und sah seiner Frau fragend ins Gesicht.

«Ach Hein», schluchzte sie jetzt laut. «Das arme Ding so allein, und wir waren nicht da. Und nun kommt bei den Kindern im Herbst was Kleines, und sie wollten uns doch nicht haben und, und...»

Er tätschelte ungeschickt ihr Haar. Am liebsten hätte er auch geweint.

«Möchtest du mir nicht ein Fussbad machen. Mutter? Jetzt tun mir wirklich die Füsse weh.»

Frau Schnewlin wischte sich schnell die Augen und lief, um das Wasser heiss zu machen. Sie hatte für jemand zu sorgen, und das war gut.

Klaus Künzli, der junge Helfer von der Grenze, war der letzte, der das Unglück der Gérans erfuhr.

Während er auf sein Nachtessen wartete, das die Mutter in der Küche zubereitete, blickte er von Zeit zu Zeit auf die Uhr. Er würde bald wieder aufbrechen müssen, um Flüchtlinge an der Grenze in Empfang zu nehmen.

Er blätterte gedankenlos in einem Stoss Zeitungen, der auf dem Tisch lag. Sein Blick fiel auf die Notiz, die in kargen Worten die Geschichte der Gérans enthielt.

Der Abend in der Gaststube des kleinen Hotels war ihm wieder gegenwärtig. Die Gespräche der Flüchtlinge, Géran, der Gutsbesitzer und Pferdezüchter aus Ungarn und seine schöne junge Frau.

Géran war gescheitert, zerbrochen an der Enge der Heimat. Er hatte zu jenen Menschen gehört, die zerbrechen, ehe sie sich biegen.

Klaus Künzli zählte erst 25 Jahre, seine Jugend rebellierte gegen ein solches Geschehen. Was nützte es, wenn man die Menschen an der Grenze freundlich empfing, um sie dann allein ihrem Schicksal zu überlassen? Wieviele gingen so oder anders zugrunde? Er selbst übersah nur einen Bruchteil der Tausende, die ins Land strömten. Sie kamen voller Hoffnungen, voll gläubiger Liebe. Aber was vermochte man Tausenden gegenüber?

Ihn ekelte plötzlich vor seiner Arbeit. «Ich kann nicht essen, Mutter», sagte er, als diese mit dem Tablett erschien.

Das Telephon läutete. Widerwillig nahm Klaus Künzli den Hörer. Er würde nicht

gehen. Er wollte nicht mehr. Er konnte nicht lügen!

Der alte Zöllner sprach diesmal länger als sonst.

«Es sind Frauen mit Kindern. Einige sind ganz am Ende», sagte er. «Und nun sollen sie doch für Wochen ins Quarantänelager.»

Künzli schluckte. «Ich komme!», rief er in den Apparat.

10. Kapitel

Obgleich das Fräulein Martha Johanni von der Rückwandererhilfe nur einen untergeordneten Posten in dieser staatlichen Organisation ausfüllte, der sie selten nach ihrem eigenen Gutdünken handeln liess, stellte sie doch eine der wichtigsten Persönlichkeiten dar. Das lag zur Hauptsache darin begründet, dass sich in ihrem nüchternen, engen Büroraum ein Teil des Besucherverkehrs abspielte.

Die Meinungen darüber, ob Fräulein Johanni für diesen, besondere Fähigkeiten erfordernden Posten, geeignet sei, waren insbesondere unter den Rückwanderern sehr geteilt.

Viele die ängstlich, durch die Situation verstockt oder gedemütigt waren, fanden sie wenig anziehend.

Fräulein Johanni selbst wusste sehr gut um die Antipathien, die man ihr entgegen brachte. Sie litt mehr darunter, als irgend jemand annahm und, was am schlimmsten war, sie fühlte sich durch sie gehemmt.

Da Fräulein Johannis Eltern nicht in der Stadt wohnten, lebte sie allein in einer winzigen, modernen Zweizimmerwohnung in Wollishofen. Diese Wohnung, die sie sich von ihrem Ersparnen nach und nach hatte einrichten können, war ihr ganzer Stolz. Oft bereitete es ihr Mühe, vor oder nach ihrer anstrengenden Tätigkeit die kleine Wohnung sauber zu halten, oder die notwendigen Besorgungen zu erledigen.

Sie hätte jedoch lieber auf ihren Schlaf oder ihr Essen, als auf dieses hübsche, selbstgeschaffene Heim verzichtet. Ihr Heim, der einzige Ort, an dem sie selbst sein durfte, an dem niemand an sie das Ansinnen stellte, den ganzen Tag lächelnd oder mit mitleidiger Miene fremdes Elend und fremdes Schicksal über sich ergehen zu lassen.

Wer nun der Meinung gewesen wäre,



Rendez-vous am Startplatz in Hiltterfingen

Wasser und Sonne sind zwei Begriffe, die auf uns Menschen von jeher eine grosse Anziehungskraft ausgeübt haben und immer wieder locken, sich während den schönen Sommermonaten am See aufzuhalten, um dem einen oder andern Wassersport zu fröhnen. Wenn es noch recht kühl ist, und der See nicht zum Bade lockt, dann sieht man bereits die ersten Segelschiffe über die weite Fläche gleiten, und je mehr der Sommer seinem Höhepunkt entgegengeht, um so zahlreicher werden die kühn durch die Wellen gesteuerten Jachten. Das Segeln gehört zu jenen Sportarten, die zwar nicht übermässige körperliche Anstrengungen verlangen, die aber volle Aufmerksamkeit beanspruchen. Je nach der Windstärke ändert sich die Taktik, und wer die Kunst des Segelns nicht gründlich versteht, kann unliebsame Ueberraschungen erleben. Doch die Fahrt in Luft und Sonne stärkt die Lebensgeister und schafft gesundheitliche Reserven für einen langen Winter, während dem man von den vielfachen Erinnerungen eines schönen Sommersportes zehrt.



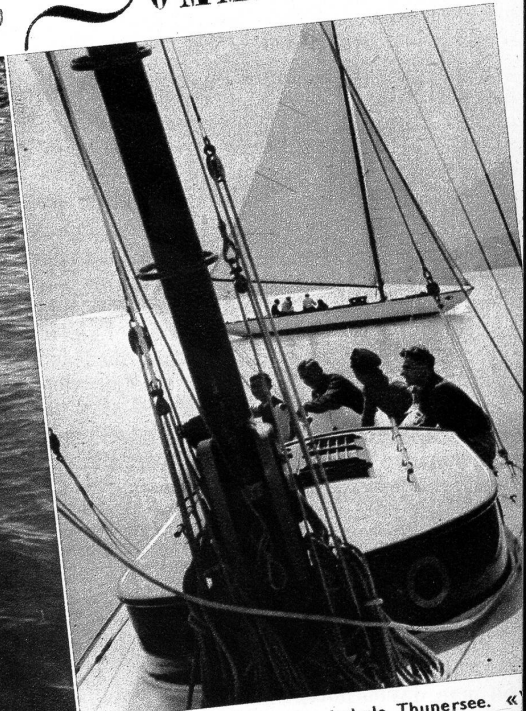
Auch die Reinhaltung der Boote gehört zu den Arbeiten der Segelmannschaft

Es fiel ihr schwer, für einen Menschen, der als Bittsteller in ihrem Büro vorsprach, den richtigen Ton zu finden, da sie immerfort daran dachte, dass sie es falsch anpacke und den Besucher unzufrieden entlassen würde. So rettete sie sich in einen sachlichen, höflichen, ausserordentlich geschäftsmässigen Ton, der ihr selbst bald geläufig war, während er den Bittsteller härter traf, als wäre sie unfreundlich gewesen.

EIN SCHÖNER SOMMERSPORT



Beim Auftakeln des Bootes



Theorieunterricht der Segelschule Thunersee. «bonde» im Vordergrund, «Cupido» im Hinter-

Martha Johanni hätte etwa ihren Beruf, ihre Position nicht geliebt, wäre fehlgegangenen. Hatte sie auch bisher kaum Gelegenheit gehabt, darüber nachzudenken, wie sie ohne diese ihr vertraute Tätigkeit leben sollte, so kam sie ebensovorn auf den Gedanken, sich etwa nach Anderen zu sehen.

Trotz ihrer Hemmungen liebte sie den Umgang mit Menschen. Es interessierte sie, die verschiedenen Charaktere zu studieren und danach ihre Prognosen zu stellen, die fast immer ins Schwarze trafen.

Nur — ihr Herz, das ihr zu Anfang ihrer Tätigkeit so oft einen Streich gespielt hatte, da seine Regungen sich nicht mit ihrem Amtsvorschriften in Einklang bringen lassen wollten, ihr Herz war stumm geworden. Zu viel Leid, zu viel fremder Kummer hatten in ihre Empfindungen Einfluss begehrt. So war es Selbstschuldungsgründ zu nennen, wenn sie sich endlich gegen das Mitleid mit einer gewissen Gleichgültigkeit wappete.

Während Martha Johanni heute ihre Besucher abfertigte, lächelte, Worte sprach, die sie bereits hundert-, vielleicht tausendmal gebraucht, weilten ihre Gedanken nicht bei ihrer Tätigkeit.

Erst heute Morgen bei ihrem Dienstantritt hatte sie vom Schicksal der Gérens erfahren, durch eines Kollegen wurde ihr das Zeitungsbütt mit der Notiz in die Hand gedrückt, Fräulein Johanni kannte die Gérens nicht. Er sollte einmal mit dem Büro korrespondiert und einige Fragen gestellt haben; persönlich war er erschienen. Sein selbstgewählter Tod vermochte also auch niemandem mit irgendeinem Vorwurf zu belasten.

Trotz dieser Tatsache qualte Martha Johanni seit heute Morgen ein unbestimmtes Schuldgefühl, für das sie keine Erklärung wusste. Ihr schien, als hätte irgendein Fehler vor, der von ihr mitverschuldet sei, ja, als sei in der ganzen Behandlung der Rückwandererfrage vieles nicht wie es sein sollte.

Sie schämte sich plötzlich all den Augenblicke, in denen sie ungeduldig den Klagen der Flüchtlinge gelauscht hatte, der Momente, in denen es ihr nicht möglich gewesen war, das rechte Verständnis für die Sorgen der Alten, der Mütter oder der Kranken aufzubringen. Sie fragte sich allen Ernstes, ob ihre Vorgesetzten bis hinauf zur höchsten Stelle überhaupt fähig wären, die Gefühle der Rückwanderer nachzuspüren. Sie sah diese Frage zu ihrem Schrecken mit 'Nein' beantwortet.

Sie und die meisten derjenigen, die mit dem Flüchtlingsproblem in Berührung kamen, hatten sich noch nie in einer ähnlichen Lage befunden. Noch niemals hatten sie in einem fremden Land eine Existenz, ein Heim gegründet und noch nie hatten sie dies alles durch fremde Schuld eingeholt. Sie wussten nicht, wie denjenigen zuzumute ist, die ihre Angehörigen durch den Krieg verloren haben, nachdem sie während sechs Jahren um deren Leben zitterten. Nein, das alles anten sie nicht.

Sie hörte einmal einen Besucher sagen: «Es ist nicht dasselbe, ob man von einem Bombardement hört, oder es miterlebt.»

Nein, das ist nicht dasselbe, sagte sich Martha Johanna. Es ist nicht das Gleiche, ob man davon hört, es habe sich jemand erschossen, weil er diese Lösung als den einzigen Ausweg aus einer Bedrängnis ansah,

oder ob man das, was der Betroffene vorher durchgemacht wurde, selbst durchlitt. Nein, das war nicht das Gleiche.

Martha Johanni sehnte heute das Ende ihres Arbeitstages herbei, sie wünschte mit ihren Gedanken allein zu sein. Die Stunden schienen zu schleichen und die Zahl der Besucher im Vorzimmer wollte nicht abnehmen. Endlich schlug es doch fünf Uhr. Das Vorzimmer leerte sich, die Kollegen und Kolleginnen waren bereits gegangen.

Frl. Johanni wollte noch schnell einen eiligen Brief fertig machen, dann würde sie abschließen und nach Hause gehen.

Es würde in diesem Frühjahr in dem engen Büroraum entsetzlich heiß, es würde gut tun, eine kühle Wohnung vorzufinden.

Als sie ihre Papiere in den Schreibtisch verschloß, presste sie für einen Augenblick die Fingerspitzen gegen die Schläfen, die von der Hitze und dem langen Arbeitsstage schmerzten. Nun ja, sie war bereits fünfunddreißig und eine längere Erholung hätte ihr gut getan.

Während ihren diesjährigen Ferien war sie zu ihren Eltern gefahren, um ihre Mutter zu pflegen, die sich das Bein gebrochen hatte.

Während sie ihren Hut aus dem kleinen Schrank holte und überlegte, was sie auf dem Heimweg einkaufen müsse, glaubte sie im Vorzimmer ein Geräusch zu vernehmen. Sie hatte noch nicht abgeschlossen! Wenn nur kein Besucher mehr käme. Sie öffnete rasch die Verbindungstür und blickte in den Warteraum.

Auf der Bank sass ein junges Mädchen. Sie trug ein Leinenkostüm, das zerknittert aussah, als habe sie darin geschlafen. Sie hatte keinen Hut auf dem Kopf und helles, fast weißes Haar fiel ihr verwirrt in ein blaßes, erschöpftes Gesicht. Ihre weissen Schuhe waren schmutzig, als sei sie darin zu Fuss über die Grenze gelaufen, und ihr eleganter Seidenstrumpf zeigte am Knie ein grosses Loch.

Wie in aller Welt kam sie hierher? «Wer sind Sie?», fragte Martha Johanni in ihrem gewohnt strengen Ton.

Das Mädchen sah sie mit einem erschrockenen Blick an. Es erhob sich, um Frl. Johanni entgegenzugehen. Dann taumelte es plötzlich und fiel gefallen, wäre das Fräulein nicht so schnell herbeigesprungen, um es aufzufangen.

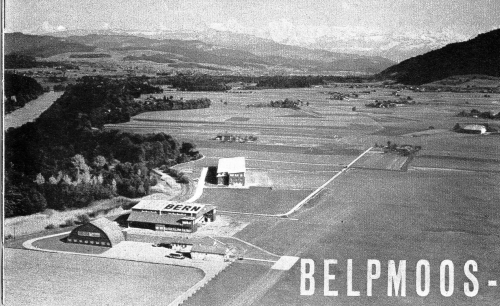
Wie leicht das Mädchen war! Da lehnte es auf der Bank mit geschlossenen Augen, um die tiefe Schatten lagen. Das Fräulein dachte nach, was zu tun sei. Sie griff zu der Tasche des Mädchens, um einen Anhaltspunkt zu finden, wer es war. Sie fand einen von der Schweizer Gesandtschaft in Budapest ausgestellten Pass, der auf Sybille Gérens lautete. Bestürzt starrte Fräulein Johanni auf den Pass in ihrer Hand, dann legte sie ihn sorgsam wieder in die Tasche zurück. Sie warf noch einen Blick auf die junge Frau, dann stand sie ohne weiter zu überlegen auf, ging ins Nebenzimmer und bestellte ein Taxi. Als sie zurückkehrte, trug sie ein Glas mit Wasser in der Hand. Sie zwang Sybille, einige Schlücke zu trinken. Mit dem Rest rieb sie ihr Schläfen und Handflächen.

(Fortsetzung folgt)

Die schlagpflüchtige Haviland-Maschine der «Alpa» im Gebiet des Schreckhorns

Die einzige Wolke, mit der der weite, blaue Sommerhimmel aufwarten konnte, hie die Jungfrau an ihrer rechten Schulterpartie in Form eines perlmutterschimmernden Paracettills angeordnet, das sich kokettlich mit der Nase ihres Nachbarn des Mönch, beschäftigte. Ein übermütiges Spiel aller Heile, das wir auch drunten auf dem Belpmoos beobachtet konnten, nicht als wären, dass wir in einer knappen halben Stunde schon wie ein Knurrflügge um die Köpfe des stattlichen Paars schweben würden.

Um 10.25 Uhr liest sich die schlagpflüchtige Haviland-Maschine von der Piste abheben und der Horizont weist sich sehr und mehr ein steigender Garten dehnt sich unter uns aus, über den sich Strassen, Wege und Reglein netzartig ausbreiten, als gälte es, unerwünschten Peterdick von diesen Gefilden scheuchen. In demselben Augenblick, als die Maschine sich in die Höhe hebt, sieht man in den schiffgrünen Überwurf, aus dem wie ein spaltblühendes Vergissmännchen das Oerocerasia entgegenschaut. Das frischegeplügte Seidenband der Aare gibt sich alle Mühe, als Glanzstetik in ihrem Element zu dominieren. Das gelangt dem auch, bis sich nach wenigen Sekunden dann plötzlich die formohne Silbermaschine des Thunersees öffnet und ihr Geschwätz in der Mittagsstunde gellen lässt. Wir aber überhören, wie in gleichem Tempo, den Signalergrat, stehen in Blitzeile die Schritte einer wackeren Schulklasse entgegen, um gleich im warmen Aufwind des Juniastates zu schaukeln und die Niederburstele zu überqueren. Schon flitzen wir direkt über den Barderfirt hinweg, werfen linker Hand den Blick auf ein solches geschriebenes Bild des Entleerens, kaum dass wir Zeit finden, den Brennersee zu grinsen, hinter den wie eine eben erstarrte silberne Himmelslinie die Trei- und Vierständer sich aufwiegen. Nach kaum vierstündigen Flug verweisen wir uns gravis vor vier Hählen, die das mit herlicher Sonne überschüttete Brennerrotoren erklettern und biegen dann in scharfer Kurve Richtung Bernig ins Basista ein. Dort, links, ein weisser Wegfaden, der den Jochnes rastlos, nicht ohne, hinter einer senkrechten Felsenmauer, öffnet sich eben das 'Admetal' mit der Sonnentraube, rechts das grünmasse Rosenkohl und die 'Grosse Schaidle'. Die Hugelbühner lassen sich freudig über Erkohlshaut bewundern, die bis in den tiefen Traben des Obachtalles reicht. Dreitausend Meter unter uns liegt der symmetrische Steinwurf der Zentralspindel. Wir suchen und finden — ein kahlfraunes Glingglein, das sich Gelbesse nennt, auf Schneepaschke sehen



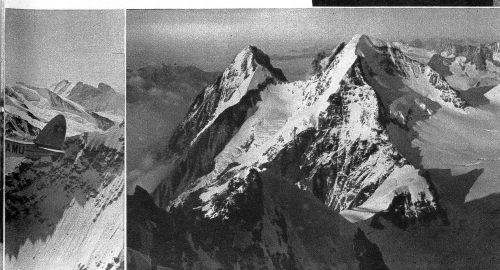
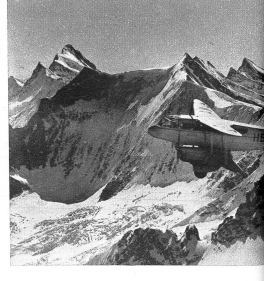
In einer knappen halben Stunde reist man vom Flugplatz Belpmoos aus in den Reich der Oberländer Eisriesen

Wir das Potenzenlein im Türkinshimmer und werfen schnell noch einen Blick hinter auf die Parka. Schon macht uns Pilot Reglin, der rechts einkurrt, auf das Mutterhorn aufmerksam, das in violetter Farbe in den Himmel hinaufsteht. Wo überall sollen wir schauen? Eine Drehblüse gleich erschaffen sich uns von Sekunde zu Sekunde neue Szenarien, jede Grossartiger, imposanter als die andere. Unten der weisseste Gulligletscher, in der Tat etwas zu gross, als dass man ihn den englischen Filmtellere schliessen könnte! 1100er, viertausend Meter hoch! — Dort stehen wir von Gipfel und Nordwestflanke des Schneehorns am kaum 50 Meter Distanz mit gebührendem Respekt tot, während wir uns erstens auch das Mutterhorn von der Höheleite bestaunen. Damit hat nun die 'Abschaltung' der Front unserer Oberländer — Klarissen begonnen. Sie alle stecken noch in Winteruniform. Auch die gewaltige Jungfrauenschlepp, elegantes Modell Alstsch, die sich sehr eng an diverse Gigantense schmiegt, und Barber besonders das distere Pisterarhorn nicht sehr entfernt ist, weist noch die Wänterung der vergangenen Winterperiode auf. Den blendenden Konkordiaplatz überqueren wir um 11.05 Uhr, neben vor uns die Löttschelle und gleich rechts unten das Observatorium auf der Sphinx. Diese schilfartig blickt das Berghaus Jungfrauoch in die Horizontlinie hinaus, während auf dem Plateau ein Hämplein Vorsteht, klein und schwarz wie Filzkompanen, aus dem Schneefall absteigt. — 11.07 Uhr, 4800 Meter! — Vergebens halten wir nach dem Thölin Ausschau, mit dem die Jungfrau vor einer halben Stunde noch den

Mönch den Schneis abtrieb; dafür eröffnet sich unmittelbar unter uns die schauige, über und über vereiste Eisgerundel. Wie glänzend und doch unsere Maschine um und über jene verbleibungsvollen Gipfel trägt, eine Möbe in Vergleich mit jenen Kolossen, mit denen sie durchwegs auf Du und Du steht. Wir beschreiben eine scharfe Achterkurve, flitzen unmittelbar über die Zehen des erhabenen Diablen der Weltfeger-Mönch-Jungfrau den Westen und buben bald mit winigen Schatten über das Belpmoosfeld. Da öffnen sich gleich zwei tiefe Truben, links das Löttschental mit seinen Schottparten, den Blieschhorn, rechts das Lautbrunnental, an dessen Pelensacke einer feinen Reihenfolge gleich, der Staubhauch hängt. Peteragra, Randerrir direkt unter uns, rechts die Gendarmen, dann das Eitel und nun, — oh Wunder, die Elisabeth, die weisse Frau und Rotborn. — 11.20 Uhr. — Aus geringer Tiefe leuchtet der Silberschiffel des Dolendhorns und links unten, wie eine verlorenne Smaragdbrücke, der Beschneisen. Für zwei drei Sekunden setzt sich uns der Daubensee auf der Semi, während wir schon das Gohrhorn kreuzen, frutigen und Engstigtental mit den weissen Hotels Adelboden links liegen



Blick auf den Aletschgletscher und die Sphinx (Vordergrund)



lassen und schmerzgerade auf den Wiesen hinunter. Längs hoch uns wieder der Thunersee entgegen, den wir während einer engen Kurve über dem Hensendipfel als rötlichroter Kreiselung irgendwo in Nichte hängen sehen. — 11.25 Uhr. — Nun befindet unsere treue Maschine an einem, liest sich wie ein Hilsenrunder durchs Überfliegen aus der tiefblauen Himmelskuppel, Stummel, Stokkornwall, Amoldingersee kommen und oben, in Westen grünet das Guggersbühl. Schon sehen wir vor uns die Bundesstadt, hoch gleich kurven wir ab und um 11.40 Uhr nimmt uns die Erde wieder in Empfang, machen wir uns ihre unbeschreibliche Jodelsprache, die sie schonbar nur uns Schweizern und Bernern in solch vernehmlicher Pille resorbiert hat, in vollsten Sätzen gelassen dürfen. Pünktlich in diesen Alpenflug, Absteher in eine saubere Trauemetel, in die wir uns gerne noch dutzendmal, hundertmal entführen lassen möchten.